

Feierstunden.

□ □ □ □ Tägliche Unterhaltungsbeilage zum Wiesbadener General-Anzeiger. □ □ □ □

Nr. 58.

Mittwoch, den 10. März 1909.

24. Jahrgang.

Im Waldhof.

Erzählung von Courts-Mahler.

(12. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Der Arzt kam mit Anne Dore zu gleicher Zeit an. Der Knecht hatte ihn unterwegs getroffen. Er konstatierte eine böse Verrenkung des Fußgelenkes. Nach einer sehr schmerzhaften Prozedur hatte der Arzt den Knöchel wieder eingeengt und mit einem Verband versehen. Frau Sonnemann bekam Weisung, wie die Umschläge erneuert und später die notwendige Massage vorgenommen werden mußte. —

Reimers war ganz zerknirscht, weil er so viele Mühe und Umstände verursachte.

„Das kann ich ja nie im Leben wieder gut machen, teuerste Frau Sonnemann. Wenn ich wenigstens Porträtmaler wäre, dann könnte ich Sie zum Danke abkonterfeien und Sie unsterblich machen.“

Sie lachte.

„Wenn ich ein junges Mädchen wäre, könnte mich das wohl reizen. Ueber die Jahre bin ich nun hinaus. Machen Sie sich nur keine Sorgen, wie Sie mir danken können, halten Sie nur fein still, wenn ich Ihren wehen Fuß malträtiere, damit Sie bald wieder auftreten können.“

Er seufzte und sah sie wehmütig zerknirscht an.

„Sie wollen mich recht bald wieder los werden, nicht wahr?“

„Gewahre! So ein junges, lustiges Blut, wie Sie, soll unsern stillen Waldhof gut tun. Aber nun lasse ich Sie allein — Sie werden ein recht kräftiges Mittagessen gebrauchen können.“

Seit Ernst Reimers im Waldhof weilte, waren einige Wochen vergangen. Sein Fuß war noch nicht wieder hergestellt, aber er konnte, auf einen Stod gestützt, bis vor die Tür humpeln und von einem schattigen Plätzchen aus Skizzen aufnehmen. Er war sehr fleißig. Die Schaffenslust prickelte ihm in den Fingern. Meist leistete ihm Anne Dore Gesellschaft. Zuweilen auch Klaus. Selbst Frau Sonnemann und der Inspektor verbrachten jede freie Minute in seiner Nähe. Sein frohes, frisches Wesen, das allezeit zu übermütigen Späßen aufgelegt war, sein treuherziges, bescheidenes Auftreten machte ihn bei allen beliebt. Anne Dores helles Lachen verriet, wie gut sie sich mit ihm unterhielt. Etwas wie frohe Dankbarkeit war in ihrer Seele für den jungen Maler erwacht. Sein Erscheinen im Waldhof hatte die leise Unruhe, die treibende Unrast in ihrer Seele beschwichtigt, die seit ihrem Geburtstage aufgewacht war. Sie fand unter seinen harmlosen Scherzen ihre Unbefangenheit wieder, und in seiner Gegenwart konnte sie Onkel Klaus mit der alten Herzlichkeit begegnen, die in letzter Zeit einer leisen Unsicherheit Platz gemacht und ihr Qual verursacht hatte. Sie suchte die Gesellschaft des Malers auf, soviel sie konnte, als gäbe ihr die Nähe desselben ein Gefühl der Sicherheit.

Klaus entging das nicht. Herbe Kämpfe bestürmten sein Herz. Daß Anne Dore Reimers eine starke Sympathie entgegenbrachte, ging aus ihrem Verhalten deutlich hervor. Noch nie war sie einem jungen Manne in dieser herzlichen Weise begnügt. Sie machte auch gar keinen Hehl daraus, ebensowenig wie Reimers, der mit Anne Dore am liebsten plauderte. Wäre Klaus nicht in die Idee verrannt gewesen, daß Reimers dem

jugen Mädchen gefährlich werden müsse, so hätte ihm die große Unbefangenheit im Verkehr der beiden jungen Leute sagen müssen, daß sie nichts als freundschaftliche Zuneigung für einander hegten.

Reimers unterhielt sich gern mit Anne Dore über seine Arbeiten. Sie hatte ein feines Verständnis und ein treffendes Urteil. Oft war er erstaunt über ihre Aeußerungen, sie regte ihn an und störte ihm nie eine Stimmung. Wie sie einst ihrem Vater nachempfunden hatte in bezug auf seine Kunst, so folgte sie jetzt verständnisvoll der Arbeit des jungen Künstlers. Sie erkannte sehr bald, daß er ein wirklicher Künstler war und daß er berufen schien, ihres Vaters geistiges Erbe anzutreten. Sie sagte ihm das eines Tages. Da flammten seine Augen auf und die Brust dehnte sich ihm vor Erregung. Antworten konnte er nicht, so lustig und übermütig er sonst war — seine Kunst nahm er ernst wie alles, was mit ihr zusammenhing.

Auch Klaus erkannte die Begabung des jungen Künstlers. Sein Wesen wurde ihm immer sympathischer, und mit wehmütiger Resignation sagte er sich, daß Anne Dore keine bessere Wahl treffen konnte, wenn sie ihr Herz an Reimers verschenkte. Mit großer Selbstbeherrschung und Selbstentäufung suchte er sich damit abzufinden, daß sie mit dem jungen Maler glücklich werden würde. Durch ihn sollte dieses junge, erwachende Glück keine Trübung erfahren, das nahm er sich fest vor. Gütiger und liebevoller denn je kam er Anne Dore entgegen, und wenn dann zuweilen ihre Wangen glühten und ein seltsames Leuchten in ihre Augen trat, dann dachte er: „Sie merkt, daß ich um ihre erwachende Liebe weiß, und sie dankt es mir.“

Er ahnte nicht, daß Ernst Reimers' scharf zusehende Maler-
augen bald sein Geheimnis erforscht hatten. Der junge Mann hatte auch bald heraus, daß es für Anne Dore kein interessanteres und unerjchöpflicheres Thema gab wie „Onkel Klaus“. Es entging ihm auch nicht, daß diese beiden Menschen ihre Liebe für einander wie ein tiefes Geheimnis in der eigenen Brust verschlossen. Daß an dieses Geheimnis nicht gerührt werden durfte, erkannte er in seiner feinfühligsten Art. Niemand als er war besser imstande, diese scheue, heimliche Neigung, die sich wohl unmerklich aus verwandtschaftlicher Bärtlichkeit entwickelt hatte, zu verstehen. Trug er doch selbst „der Sehnsucht Weh im Herzen“ nach einem lieben, blonden Mädel, das daheim voll Unruhe des Tages wartete, da er imstande war, ein Weib heimzuführen. —

Eines Tages fuhr Anne Dore, wie schon oft, den jungen Maler auf die Heide hinaus. Sie brachte ihn zu der Stelle, wo er den Sonnenuntergang am besten beobachten konnte. Auf der Fahrt plauderten sie fröhlich. Klaus wollte später zu Fuß nachkommen.

An Ort und Stelle half das junge Mädchen die Staffelei aufstellen, und setzte sich dann ruhig neben den Maler auf den Boden nieder.

Noch stand die Sonne in voller Pracht am Himmel. Wie ein zitterndes Glimmen lag es über der Heide. Die Wiener summten geschäftig, um den Segen einzuheimsen. Sonst war feierliches Schweigen ringsum.

Der Maler war fleißig bei der Arbeit. Anne Dore ließ lässig Grashalme durch die Finger gleiten und sah verträumt in

die Weite. Lange sprachen sie kein Wort. Mit glühendem Gesicht und strahlenden Augen schaffte Meimers an seinem Wilde. Endlich ließ er den Pinsel ruhen und sah zu Anne Dore hernieder.

„Wenn mir das glückt, Fräulein Anne Dore — wenn ich das so fassen kann, wie ich es haben will — dann fürchte ich keine Jury — dies Bild soll sich einen guten Platz erobern in der Kunstausstellung.“

Anne Dore blidte scharf darauf hin

„Sie sind heute sehr fleißig gewesen, und gut haben Sie Ihre Sache gemacht.“

„Ja? Sind Sie zufrieden?“

„Sehr. Die Vorarbeiten sind fast zu Ende. Es ist alles famos angelegt. Nun pausieren Sie ein halbes Stündchen. Dann beginnt der Sonnenuntergang. Er wird herrlich werden heute. Da — sehen Sie die leichten Wolkenpartien und die langgestreckten Schleierwolken. Die geben ein wundervolles Bild, wenn sich die Sonnenstrahlen in tausend Nüancen daran brechen. Hier unten, das Heidegestrüpp mit dem knorrigen Baum, das werden Sie noch etwas dunkler, grauer halten müssen, einen leisen violetten Ton hinein. — Da zwischen den beiden Steinen lagert schon geheimnisvoll die Nacht, und die knorrige Krone des Baumes wird gegen die leuchtenden Farben des Himmels schwarz erscheinen.“

Er hatte ihr aufmerksam zugehört.

„Sie sind Maler und Poet zugleich, Fräulein Anne Dore. Von Ihnen kann ich mehr lernen wie von einem Professor.“

„Das hab' ich alles von meinem Vater. Er hat mich gelehrt, zu sehen. Mit den Augen könnte ich manch' hübsches Bild malen — wenn nur die ungeschickten Finger nicht wären!“

„Das ließe sich wohl überwinden. Und Sie hätten es gut, Fräulein Anne Dore, Sie könnten malen, was Ihnen gefiel, ohne Sorge, ob es auch andern gefällt. Bei mir ist das letzte die Hauptsache. Aber: leicht kommt man an das Bildermalen — doch schwer an Leute, die's bezahlen. Ich habe schon zwei fertige Bilder zu Hause stehen, die niemand kaufen will. Kleine Spielereien werde ich los — damit schlängle ich mich so gerade durchs Leben, denn mein altes Mütterchen braucht ihr bißel Pension für sich selbst. Sie hat mir schon Opfer genug gebracht. Meine beiden großen Bilder will niemand kaufen. Die stehen daheim bei einem Kunsthändler wie angenagelt. Ich muß ihm gar noch dafür bezahlen, daß er sie ausstellt. Dabei sind sie, weiß Gott, nicht schlechter als tausend andere, die gekauft werden.“

„Auch zu Ihnen wird der Erfolg kommen — ich glaube daran.“

Er seufzte.

„Wenn es nur nicht gar so lange mehr dauert!“

„Gilt es denn so sehr?“ scherzte sie.

Er nickte energisch und sah sie treuherzig an.

„Nicht wegen mir. Ich wollte es ja abwarten — ob ich auch alt und grau dabei würde. Mir macht das Schaffen an sich Freude genug — auch ohne Erfolg.“

„Sie wünschen es Ihrer Mutter wegen, nicht wahr?“

„Ja — ihretwegen auch — und dann,“ — er zog seine Brieftasche hervor und nahm eine kleine Photographie heraus, die er ihr zeigte — „und dann wegen der da.“

Anne Dore ergriff das Bildchen und schaute in ein liebes, helles Mädchengesicht hinein. Lächelnd betrachtete sie es eine Weile.

„Sie haben eine Braut — es ist Ihre Braut, nicht wahr?“

„Verlobt sind wir noch nicht, aber wir haben uns lieb — sehr lieb. Kein Mensch weiß darum, als meine Mutter und Sie, Fräulein Anne Dore, es soll auch niemand darum wissen, bis ich offen um sie werben kann.“

„Ich sage es keinem Menschen,“ lächelte sie verträumt.

„Ihre Eltern sind sehr strenge Leute, Beamte, die einen Vater für eine Art Vagabunden und Lagedieb halten. Sie glaubt an mich, meine kleine, blonde Grete, und ihretwegen hauptsächlich möchte ich erst einmal einen klingenden Erfolg abwarten, damit wir uns offen zu unserer Liebe bekennen dürfen.“

Anne Dore gab ihm zögernd das Bildchen zurück.

„Ein süßes, herziges Gesichtchen!“

Er nickte strahlend und stolz. „Sie sollten sie erst in Wirklichkeit sehen — das Bild ist nicht mal sehr gut.“

(Fortsetzung folgt.)

Dies und Das.

Die „Geschmäcker“ sind verschieden. Daß jemand diese oder jene Speise „nicht ißt“, gehört zu den allerschärfsten Erscheinungen. Dem steht bei manchen Personen eine wunderliche Eier nach gewissen Speisen gegenüber, die bei gewöhnlichen Menschen nichts weniger als beliebt sind. Für den Widerwillen, zu dessen Erklärung die verschiedenartigsten Versuche unternommen wurden, gibt die „Allg. Wiener mediz. Zeitung“ eine Reihe merkwürdiger historischer Beispiele. Eine sehr entschiedene Idiosynkrasie gegen Fleisch hatte der Abbe von Villebieu, der sich bis zu seinem dreißigsten Jahre von Gemüsen und Eiern nährte. Als er eines Tages, dem Drängen seiner Umgebung nachgebend, Fleisch genoß, bekam er Fieber und starb bald darauf. Der polnische König Jagello dagegen ließ vor dem Anblick eines Apfels buchstäblich davon, während der Sekretär Franz I. einen so weitgehenden Abscheu vor derselben Frucht hatte, daß er von ihrem Geruch Nasenbluten bekam. Der General Bernard de Novaret, Herzog von Epemon, und der berühmte Astronom Tycho de Brahe begegneten sich in einer unüberwindlichen Abneigung gegenüber Hasenbraten. Ferner findet sich der Fall einer Dame beschrieben, die bei der Berührung der Haut eines Pfirsichs Bittern bekam, und der Prinz v. Condé konnte überhaupt kein Obst essen, Madame Lamballe verabshete den Hummer, die berühmte Kalibran konnte keinen Karpfen sehen, und die Herzogin von Brissac verlor einmal beim Anblick eines Lachses das Bewußtsein. Auch Erasmus v. Rotterdam haßte Fische dermaßen, daß ihn bei dem bloßen Gedanken daran Fieberfäule überliefen. Chateaubriand machte einen Umweg, sobald er eines Fleischerladens ansichtig wurde. George Sand vermochte kein Huhn im Topf zu sehen, und die Rachel gab tiefstes Entsetzen kund, wenn Fischschmelt auf die Tafel kamen. Alfred de Musset suchte beim Anblick eines Aales das Weite, und Frederic Lemaitre schloß die Augen, wenn er einen Kalbskopf erblickte.

Frauenberufe und Gesundheit. Nicht alle Berufe, denen die Frauen sich widmen, sind für sie von gleicher Bedeutung für ihre Gesundheit. Eine Statistik hat ergeben, daß die Buchhalterinnen und die Lehrerinnen eine Beschäftigung haben, die ihrer Gesundheit am wenigsten zuträglich ist. Am besten daran sind die Dienstmädchen und die Krankenpflegerinnen, denn bei ihnen kommt auf 100 Berufsfälle immer nur 1 Krankheitsfall, der durch den Beruf verschuldet wird. Bei Näherinnen hingegen kommen auf 1000 32 Krankheiten, die der Beruf wenigstens zum Teil auf dem Gewissen hat. Denn alle Näherinnen neigen zur Fleischsucht, und dieses an sich so unbedeutende Leiden wird durch die sitzende Beschäftigung, bei der die Arbeitende meistens gebückt sitzt, nicht verbessert. Schauspielerinnen führen das aufreibendste Leben, weil der Beruf sie zwingt, einen Teil der Nacht zum Tage zu machen. Der Tag selbst bringt ihnen auch nicht immer die Ruhe, denn die Proben beginnen schon verhältnismäßig zeitig, und der Schlaf kann meistens erst des Nachmittags eingebracht werden. Dennoch werden die Schauspielerinnen in den seltensten Fällen ein „Opfer ihres Berufes“. Die Statistik hat ergeben, daß unter den Schauspielerinnen Kehlkopf- und Lungenkrankheiten so gut wie gar nicht auftreten. Unter den akademischen Berufsleuten ist der der Ärztinnen derjenige, der der Gesundheit am wenigsten schadet, wobei man allerdings die Nebenärztinnen ausscheiden muß. Nebenärztinnen bekommen ebenso wie ihre männlichen Kollegen nach geraumer Zeit einen Zustand hochgradiger Nervosität. Bibliothekarinnen hingegen sind der Berufskrankheit ausgesetzt, von 10 Bibliothekarinnen wird eine nach verhältnismäßig kurzer Arbeitszeit nervös, und man konnte beobachten, daß eine Affektion der Lungen eintritt, wozu ihre männlichen Kollegen nicht neigten. Die Statistik hat zum Schluß ergeben, daß die „natürlichen“ Berufe für die Frauen noch immer die vorteilhaftesten sind. Wer also um seine Gesundheit ängstlich besorgt ist, sollte trotz aller Beanlagung und trotz aller Talente darauf achten, eine Beschäftigung im Hause zu finden.

Das Hufeisen gilt als glückbringendes Zeichen und wird vielfach auf Türschwellen genagelt. Dort schützt es auch vor bösen Geistern wie das Pentagramm, der Drudenfuß (Goethe, Faust). Vermutlich verdankt es die glückbringende Bedeutung seinen mythologischen Beziehungen. Schmuckfächer (Wrosche) haben nicht selten die Gestalt des Hufeisens. Ein an einem Fenster des Kaiser-Friedrich-Palais in Berlin außen angebrachtes Hufeisen hat zur Bildung der Sage Veranlassung gegeben, ein Rasal sei beim Einfall in Berlin am 20. Februar 1813 in rasender Eile am Palais vorübergaloppiert; dabei sei dem Pferde ein Eisen des Hinterfußes abgegangen und gegen das Fenster geschlagen; da sehe es denn noch heute. Nach einer anderen Sage aber war der wilde Reiter der Schwager Friedrich Wilhelms III., Herzog Karl von Mecklenburg. Der König sah gerade vor seinem Schreibtisch am Fenster, als das Hufeisen durch die Scheibe flog und auf dem Tische liegen blieb. Zum Andenken ließ er's dann außen am Fenster anbringen. Auf dem Mauerrande der Hohenzollernburg in Nürnberg bemerkt man sogar zwei eingemeißelte Hufeisen, und die Sage meldet, hier sei der kühne Eppelin von Seilingen über Mauer und Burggraben gesprungen. Die eingemeißelten Vertiefungen seien Abdrücke der Hinterhufe seines Rosses. Die Sage erinnert an die von der Hoftrappe. In vielen Städten und Dörfern dient ein großes, eisernes Hufeisen auch als Aushängeschild der Schmiede, der Freunde Thors, wodurch deutlich die Herkunft des glückbringenden Hufeisens aus der germanischen Göttersage erwießen wird.

Der rote Freibeuter.

Jagdplauderei von Dr. Ludwig Staby.

Märzenschneef! Reife rieseln die weißen Floden vom Abendhimmel herab, nach sonnigen Tagen, die schon den Frühling zu bringen schienen, ist auf kurze Zeit der Winter wieder eingetreten und breitet seine weiße Decke über Wald und Flur. Lange bleibt er ja nicht liegen, der Märzenschnee, das weiß der Weidmann wohl, der am frühen Morgen die Reue zu einer der reizvollsten Jagden ausnützt. In dieser Zeit, im Februar und März, geht der rote Freibeuter des Waldes, der schlaue Fuchs, auf Freiersjahren und jetzt ist die beste Zeit, ihn und seiner Sippe Abbruch zu tun, um so das Ruhwild vor späterem, großen Schaden zu bewahren; denn die Füchse mordeten am meisten zur Frühlingszeit, wenn alles Wild Junge hat und die Fähe selbst unermüdlich für die ewig hungrige Nachkommenschaft sorgen muß. Die Kollzeit bietet nun die beste Gelegenheit, um unter dem Raubgesindel aufzuräumen und insbesondere sind es zwei Jagdarten, die jetzt den meisten Erfolg versprechen und der Märzschnee hilft dem Jäger in hohem Maße bei seiner Arbeit.

Frühmorgens schon betritt der Weidmann, den getreuen Tedel im Rudel, das Revier, das heute wie ein offenes Buch vor ihm liegt, dem alles Wild, das sich in der Nacht bewegte, hat seine Fährte im weichen Schnee zurückgelassen, dem Jäger eine deutlich lesbare Schrift. Zunächst werden nun die bekannten Fuchsbau revidiert, denn gegen Morgen fährt die Fähe mit Borliebe zu Bau und ihre Salane folgen ihr getreulich. Wird ein Bau als frisch besahren befunden, dann werden zunächst alle Nebentröden des Baues eingetreten oder sonstige verstopft und nun erst der Tedel, den man am besten so lange auf dem Arm oder im Rudel trägt, zu Bau gelassen. Bald hört man den hellen Laut des Hundes aus der Erde klingen und gewöhnlich springt der Fuchs gleich, denn jetzt sieht er nicht so fest im Bau, wie zu anderen Zeiten. Wie aus der Pistole geschossen fliegt der rote Balg — fast immer zuerst die Fähe — heraus und der Jäger muß hellhörig aufpassen, um den kurzen, günstigen Moment der Schußabgabe nicht zu veräumen. Ist der erste Fuchs glücklich gestreut, dann muß der Schütze aufmerksam stehen bleiben, denn im nächsten Augenblick kann der zweite Fuchs springen. Und selbst wenn der brave Waldmann aus dem Bau herauskommt, um nach der Anstrengung da unten mal frische Luft zu schöpfen, darf man nicht denken, daß nun nichts mehr zu holen ist, sondern man muß den Hund wieder einschließen lassen, bis man sich endgültig davon überzeugt hat, daß die Burg Malepartus für diesmal geräumt ist. Zwei, ja sogar drei Ruden sind oft mit der Fähe zusammen im Bau und wenn erst mal ein Schuß gefallen ist, suchen sich die roten Gefellen so gut als möglich zu drücken, da sie auf die warme Begrüßung, die ihnen zuteil wird, gar nicht neugierig sind. Hat man die Füchse aus einem Bau gesprengt und glücklich erlegt, dann soll man für den Tag Schluß machen, damit man die braven Krummbeine nicht überanstrengt, die manchen harten Strauß mit der roten Gesellschaft in dunkler Erde auskämpfen müssen und manchen ehrenvollen Schweiß davontragen.

Bei der anderen jetzt zeitgemäßen Jagdart müssen wir allerdings den tapferen Waldmann zu Hause lassen, sie ist aber nicht minder interessant, als die erstere, ja sogar für manchen Jäger, zu denen ich auch zähle, die reizvollste von allen. Bei unserer Gang durchs Revier haben wir mehrere Fuchsfährten ausgetundschaftet, die sich zu einer ausgedehnten, einen sanften Hang bedeckenden Schonung hinzogen, dahin lenken wir am Spätnachmittag unsere Schritte, um uns dort in guter Deckung aufzustellen. Die untergehende Sonne läßt die Kiefernstämme vor uns in dunkelgelbem und rotem Lichte aufleuchten und die Schatten der Bäume liegen wie blaue Streifen auf der spärlichen Schneedecke. Wohl zehn Minuten stehen wir unbeweglich still und schauen dem herrlichen Farbenspiel zu, das immer tiefere, violette Töne annimmt, dann greifen wir behutsam in die Tasche und führen ein kleines, unscheinbares Holzinstrument, in dem eine Metallzunge arbeitet, an die Lippen. Wir blasen kunstgerecht hinein und plötzlich durchdringen die greulichen Laute eines fliegenden Hasen die feierliche Stille. Drei, viermal lassen wir das Klagegeschrei erschallen, um es dann in gräßlichen Jammerlauten erkerben zu lassen. Auge und Ohr sind aufs äußerste gespannt, denn jeden Augenblick kann Reimede erscheinen. Ist ein Fuchs in der Nähe, so kann er diesen, sein Herz berausenden Tönen nicht widerstehen, er denkt an den saftigen Hasenbraten, der ihm da mühelos in den Fang geraten wird und ist meistens wie der Blitz zur Stelle. Da heißt es scharf aufpassen, damit man den unhörbar Herantommenden nicht verpaßt; es genügt eine geringe Bewegung mit dem Kopfe, ein Ruden der Augenwimpern, um den Fuchs zum sofortigen Verschwinden zu bringen. Kommt aber nichts, dann muß man das Konzert von neuem beginnen und wieder Pause machen und dies noch einigemal wiederholen. Zeigt sich trotzdem nichts, dann verläßt man möglichst geräuschlos die Stelle, um an einer anderen sein Heil zu versuchen. Nur Ruhe und Geduld muß man bei der Sache haben, dann ist der Erfolg ziemlich sicher.

Einmal stand ich an einem stillen Märztag vor einer ausgedehnten Schonung, in der ich mit Sicherheit Füchse vermutete. Ich hatte in den greulichsten Tönen konzentriert, aber nichts kam

und schon wollte ich nach längerem Warten meinen Platz verlassen, da sah ich im Schonungsrand etwas Neues aufleuchten und bald darauf kamen zwei Füchse dicht hintereinander den Gang herauf. Ihr Liebesgetändel hatte sie offenbar abgehalten, meinem Konzert sofort die gebührende Aufmerksamkeit zu widmen, denn sie schienen sich nur um sich selbst, sonst aber um nichts in der Welt zu kümmern, hielten aber doch genau die Richtung auf den Ursprungsort der Töne ein und kamen mir bis auf 20 Schritt entgegen. Langsam hob ich das Gewehr, da — ein Stußen der Fähe — im nächsten Moment krachte der Schuß, der eine Fuchs rollte zusammen, der andere suchte mit rasenden Fluchten zu entkommen, aber der zweite Schuß legte ihn zu seinem Gefährten. Ich hing das Ehepaar nebeneinander an eine Fichte, um es später abholen zu lassen, durchquerte ein Wiesental und stellte mich auf der anderen Seite an einem Wege in hohen, dichten Tannen auf. Kaum hatte ich hier der Hasenquäke den ersten Ton entlockt und war noch fleißig am Konzertieren, da stand plötzlich zu meiner Ueberraschung ein starker Fuchs wie aus dem Boden gewachsen dicht vor mir, mein bestiger Griff nach dem Gewehr ließ ihn aber sofort wieder in der Schonung verschwinden. Kergerlich und innerlich wütend stand ich eine ganze Weile verblüfft auf demselben Fleck, da — ich glaubte meinen Augen nicht zu trauen — stand der Rote wieder vor mir auf derselben Stelle. Das Gewehr hochkreisen und Dampf machen war eins, aber die hübsche Standard winkte eiligst zum Abschied; ich hatte in der Aufregung glatt vorbeigeschossen, was mich veranlaßte, sofort nach Hause zu gehen. Mit welchen Schmeichelnamen ich mich auf dem Heimweg selbst titulierte, will ich lieber nicht verraten. Sehr sonderbar war das Verhalten dieses Fuchses und ich kann es mir nur so erklären, daß er beim ersten Erscheinen wohl durch meine Bewegung verschreckt wurde, aber nicht im Klaren war, was es eigentlich gewesen und daher kam er wieder.

Auf die Hasenquäke springt übrigens nicht nur der Fuchs, sondern auch anderes Raubgesindel. So kam einmal fünfmal hintereinander ein Habicht herangestrichen, bis ich ihn erlegen konnte. Dann schlich einst ein altes Weib, das Holz im Walde sammelte, vorsichtig, die rechte Hand mit dem Holzpantoffel schlagbereit erhoben, auf mein Versteck los, aus dem die Klage laute erschallten, und sie fiel beinahe um vor Entsetzen, als ich plötzlich hinter der Kiefernstuffel hoch wurde und ihr bedeutete, daß es diesmal nichts mit dem Hasenbraten sei. Wie auf die Klage laute des Hasen, so springt auch der Fuchs auf das „Räufeln“, so nennt man die mit dem Runde nachgehenden, feinen Töne der Rause; allerdings sind sie nur bei ganz stillem Wetter bis auf etwa 150 Schritt zu hören.

Selbstverständlich werden auch andere Jagdarten, wie der Anstich am Luderplatz, Treibjagden und das Stellen von Falken und Eulen ausgeübt, aber gerade die Kollzeit ist für die Tedeljagd und die Hasenquäke die beste Zeit und sie können daher dem echten Weidmann, der sein Wild hegen und vor den Fängen der roten Räuber bewahren will, nicht dringend genug anempfohlen werden.

Echte Perlen.

Von Fritz Steffens.

Seit etwa zehn Jahren sind die echten Perlen in der Gunst derjenigen Kreise, die für Juwelienschmuck in Betracht kommen, stetig gestiegen; die Nachfrage nach dem kostbaren Meeresgeschätz wächst deshalb auch von Jahr zu Jahr, und das Angebot scheint gleichen Schritt damit zu halten, obgleich im Orient, das 90 v. H. aller auf den Markt kommenden echten Perlen liefert, neue Perlengründe von erheblicher Bedeutung nicht erschlossen sind und die Ausbeute diejenige früherer Jahre auch wohl nicht in nennenswertem Maße übersteigt. Eine Erklärung für diesen Widerspruch läßt sich leicht finden, wenn man bedenkt, daß in den orientalischen Ländern Edelsteine und Perlen von altersher als sichere Kapitalanlage gegolten und sich deshalb in sehr bedeutenden Mengen von Geschlecht zu Geschlecht vererbt haben. Wenn die Preise steigen, kommen sie naturgemäß zahlreicher aus ihrem oft unscheinbaren Versteck zutage als zu Zeiten mit weniger verlockenden Preisen. Was die wenig wertvollen Süßwasserperlen anbetrifft, so finden die europäischen Märkte damit in den letzten Jahren aus Amerika, dem Hauptursprungslande, förmlich überschwemmt worden. Wie wir einem kürzlich in fremder Sprache veröffentlichten Buche über die Perlen — „The Book of the Pearl“ — von King und Stebson (London, Macmillan) entnehmen, belief sich eine einzige Schiffsladung auf 3500 Unzen, mehr als zwei Millionen 100 000 Gran, deren Gesamtwert freilich wohl kaum mehr als 120 000 Mark betrug.

Der Wert der echten Perlen wird im allgemeinen durch ihre Form, ihr Gewicht und ihre Farbe bestimmt; in Hinsicht auf letztere spielt freilich auch der Geschmack eine hervorragende Rolle. So scheinen schwarze Perlen im Altertum wenig geschätzt gewesen zu sein, in unserer Zeit aber werden von Liebhabern zuweilen sehr hohe Preise dafür gezahlt. Kaiserin Eugenie soll sie in Mode gebracht haben, zur Zeit ihres Glanzes besaß sie ein prachtvolles Halsband aus schwarzen Perlen, das nach dem Sturze des zweiten Kaiserreiches in London für 80 000 M. verkauft wurde. Kurze Zeit darauf erstand der Marquis of Bath die Hauptperle aus diesem Schmuck für 20 000 M. Im Jahre

1894 begab Edwin Streeter, der über Edelsteine und Perlen wertvolle Schriften veröffentlicht hat, sich im Auftrage eines Londoner Syndikats nach dem Orient, um als Sachverständiger eine große Menge Juwelen abzuschätzen, gegen deren Verpfändung eine Macht für Kriegszwecke eine sehr bedeutende Summe zu erlangen hoffte. Auf der Reise durch Deutschland machte er in einer größeren Stadt Halt, wo ihm einige Schmuckstücke zum Kauf angeboten wurden. Er zahlte den geforderten Preis, eine alte goldene Brosche russischer Herkunft, war darunter mit 80 M. bezeichnet. In der Mitte befand sich ein Stein, der das Stück eines Hamatit zu sein schien, in Wirklichkeit aber eine schöne runde schwarze Perle im Gewicht von 67 Gran war, für die ein Londoner Juwelier Streeter 8000 Mark zahlte. Als dieser jedoch erfuhr, daß sich in Paris eine andere schwarze Perle befand, zu der die ihm durch einen glücklichen Zufall gewissermaßen in den Schoß gefallene genau passen würde, kaufte er sie um 12 000 M. zurück und hatte es nicht zu bereuen, denn von dem Pariser Juwelier, in dessen Besitz sich das Gegenstück befand, erhielt er dafür eine ziemlich viel größere Summe. Der Juwelier verkaufte dann das Paar an einen reichen Industriellen für 40 000 M., dem später 80 000 M. vergeblich dafür geboten wurden. Nach dem heutigen Preis erstklassiger schwarzer Perlen würde es wohl das Doppelte wert sein. Als einer der größten Perlenkenner seiner Zeit galt der Herzog von Braunschweig, dem Gens so viel zu verdanken hat. Eine lange Reihe von Jahren hindurch ließ er sich jede hervorragende schöne, birnenförmig geformte Perle, die nach Europa kam, zur Ansicht vorlegen, wobei er freilich zur Bedingung machte, sie für sich allein einige Augenblicke prüfen zu können. Das hatte sich schon oft wiederholt und jedesmal war die Perle sofort von ihm zurückgegeben worden, weil sie nicht seinen Wünschen entsprach. Einst besuchte nun der Herzog einen Juwelenhändler in Deutschland, der beauftragt war, eine birnenförmige Perle von wunderbarer Schönheit an den Mann zu bringen. Der geforderte Preis war ein sehr hoher, aber dadurch ließ sich der Herzog, der bekanntlich über ungeheure Mittel verfügte, nicht abschrecken, das kostbare Juwel seiner Gewohnheit gemäß ohne Augenzeugen zu prüfen. Ein flüchtiger Blick genügte ihm schon, um zu erkennen, daß er endlich gefunden, was er lange vergebens gesucht hatte: das vollkommene Gegenstück zu einer birnenförmigen wunderbaren Perle, die sich schon seit Jahren in seinem Besitz befand. Natürlich zögerte er keinen Augenblick, die riesige Summe, die dafür verlangt wurde, zu zahlen.

Auf der Pariser Weltausstellung vom Jahre 1889 war eine nach Gestalt und Farbe tadellos gelbe Perle zu sehen, die auf 50 000 Francs geschätzt wurde. Sie wog über 100 Gran, wobei wir bemerken wollen, daß auf ein Karat vier Gran gehen. Es gibt Perlenringe im Werte bis zu 130 000 M. und noch darüber; Perlenknöpfe für Vorhemden, die 40—50 000 M. kosten; Perlen als Krawattennadeln, die sich bis zu einem Preise von über 100 000 M. versteigen; Perlentiaras, die mit 400—500 000 M., und Perlenhalsbänder, die mit einer bis zwei Millionen bezeichnet sind. In Europa befindet sich wohl der reichste Perlen- und Schmuck im Besitz der vornehmen Familien der englischen und österreichisch-ungarischen Monarchie, aber seit einigen Jahrzehnten wetteifern die Frauen und Töchter der amerikanischen Familien in diesem Luxus mit den Damen der hohen Aristokratie der Alten Welt. Von den kostbaren Perlenstücken, die sich in den Schmuckkästen der Damen des englischen Adels angesammelt haben, legen die öffentlichen Juwelenversteigerungen in London bezeugen ab. Die Perlen der Lady Dudley erzielten bei Christie im Jahre 1902 fast eine Million achthunderttausend Mark, ein einziges Perlenhalsband wurde um 440 000 Mark losgeschlagen, eine einzelne birnenförmige Perle als Pendant von der schönsten Farbe im Gewicht von 209 Gran um 270 000 M. Am 15. April 1907 wurde bei Christie der Juwelenschmuck der Mrs. Lewis-Hill unter den Hammer gebracht, der Gesamterlös betrug nahezu zwei Millionen Mark. Ein einziges Perlenhalsband brachte 334 000 Mark.

Je höher die echten Perlen als Schmuck geschätzt werden und im Preise steigen, desto mehr sind natürlich die Juweliere darauf bedacht, sie in irgend einer Fassung von ihrer günstigsten Seite zu zeigen. Augentäuschung wird dabei zuweilen nicht verschmäht, wie das Beispiel eines Perlenhalsbandes beweist, das auf einer amerikanischen Ausstellung zur Schau auslag und die Kleinigkeit von 800 000 Mark kosten sollte. So, wie es sich in seinem Sammetui den Blicken darbot, schien es ein Wunderwerk der Natur und Kunst zu sein, ein reicher Liebhaber war deshalb auch nicht abgeneigt, das kostbare Schmuckstück zu erwerben, aber als er es einer genauen Prüfung unterwarf, stellte sich heraus, daß die ganze Reihe keine einzige Perle enthielt, die auf Vollkommenheit Anspruch machen konnte.

In Deutschland gab es einst sehr ergiebige Perlengewässer, besonders in Oberfranken, der Oberpfalz und im sächsischen Vogtlande, wo die Perlenfischerei noch heute betrieben wird, wenn auch mit sehr geringer Ausbeute im Vergleich zu früher. Während hier vor fünfzig Jahren noch durchschnittlich 170 Perlen im Jahre gewonnen wurden, kamen in dem Zeitabschnitt von 1900 bis 1905 durchschnittlich nur noch 58 zutage. Für ein Halsband sächsischer Perlen, die aus der Elster und ihren Nebenbächen stammen, sollen einst vergebens 40 000 Taler geboten worden sein. Es befand sich im Besitz der Herzogin von Sachsen-Weitz.

Technische Rundschau.

4000 Worte in der Stunde.

4000 Worte in der Stunde will Dr. Lee de Forest nach einer Kabelmeldung mit einer neuen verbesserten Art seines Systems drahtloser Telegraphie übertragen. Da nähere Mitteilungen über die technischen Mittel, die zu diesem Ziele führen sollen, fehlen, ist es vorläufig nicht möglich, ein Urteil über die neue Erfindung zu fällen. Nach den bisherigen Erfahrungen mit amerikanischen Meldungen über technische Erfindungen wird man annehmen dürfen, daß es sich nicht um eine vollendete Erfindung handelt, sonst hätte de Forest sicherlich den praktischen Beweis sofort erbracht, sondern um eine vorläufige Mitteilung über Laboratoriumsversuche, die erst der Erprobung in der Praxis harren. Die amerikanischen Berichterstatter sind dann bekanntlich schnell bei der Hand, die erhofften und gewünschten Erfindungen ihrer Landsleute als vollendete Tatsache hinzustellen, in der Meinung, dadurch das Renommee ihres Landes zu heben, während es in der Tat lediglich geschädigt wird, wenigstens in den Augen ernster Leute.

Sparbarkeit von Glühlampen.

Es werden in der letzten Zeit von verschiedenen Seiten elektrische Glühlampen auf den Markt gebracht, die angeblich sehr wenig Strom verbrauchen. Teilweise handelt es sich dabei tatsächlich um beachtenswerte Fortschritte, aber teilweise auch nur um Scheinerfolge. Man kann jede elektrische Lampe dadurch zu sparsamem Stromverbrauch bringen, daß man den Glühdraht stark belastet, d. h. ihn einer verhältnismäßig hohen Spannung aussetzt, nur leidet dabei gleichzeitig die Dauerhaftigkeit. Die Angaben über sparsames Brennen haben daher nur dann Anrecht auf Anerkennung, wenn sie sich auf Brennvorgänge beziehen, die eine durchschnittliche Lebensdauer der Lampen von 600—1000 Brennstunden erwiesen haben.

Am Schachbrett.

Auflösung zu Nr. 52.

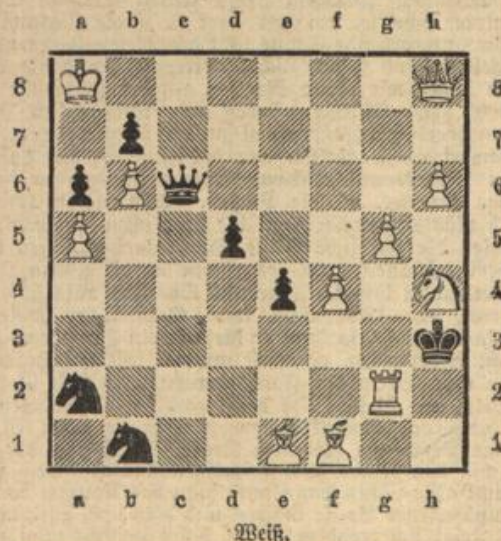
W. Kg8, Dd1, Sg7, Td2, Be4, c6, f3, h4,
Schw. Kg6, Le3, Be7, d3, d6, f4

1. Td2 — e2 Kf6
2. Dg1
1. d6
2. Dd5
1. beliebig.
2. Dg1.

Wichtige Lösung schickten ein: A. Mädlar-Wiesbaden. — Frieda Helfrich-Wiesbaden. — Aug. Maudt-Wiesbaden. — Chr. Pfändler-Wiesbaden. — Ed. Seel-Wiesbaden. — Herm. Strohs-Wiesbaden. — Schachdecke Kurhaus-Wiesbaden. — Wilh. Semmerich-Wiesbaden. — Sch. Dauster-Wiebrich. — Ad. Rehrmann-Wiebrich.

Schach-Aufgabe:

Vierzüger von S. Loyd.



Weiß zieht an und setzt mit dem 4. Zuge matt.

Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Glöde in Wiesbaden,
Druck und Verlag des Wiesbadener General-Anzeigers,
Konrad Heybold in Wiesbaden.